Evas Liebe.

Novelle von **Adele Hindermann**

(2. Fortsetzung.)

8.

27. Oktober 1895.

Liebe Liese!

Ich bin eigentlich wieder recht traurig. Und warum? Ja, wenn ich mir selbst diese Frage kurz und knapp beantworten könnte, was gäbe ich nicht darum!

Ich kann es aber nicht.

Ich weiß nur, daß zwischen mir und Willy nicht alles ist, wie es sollte, daß etwas Fremdes, Trennendes zwischen uns ist, ohne daß wir wissen, worin es eigentlich besteht.

Wie wunderlich das ist; ich habe immer geglaubt, mit ein wenig Logik und ernstlichem, ruhigem Nachdenken lasse sich jede Situation klar stellen, und hier stehe ich, wenn auch nicht gerade vor einem Räthsel, so doch vor einer ganzen Reihe von Thatsachen und Dingen, die anders sind, ganz anders, als man füglich annehmen könnte und die ich doch in ihren Ursachen und seelischen Vorgängen nicht ergründen kann.

Warum z. B. hat sich zwischen Willy und mir eine kleine Gereiztheit einschleichen können, die doch zwischen zwei Menschen, die sich lieben, ein Unding ist! —

Diese Frage müßte ich zum mindesten in Bezug auf mich beantworten können. Denn man geht doch im allgemeinen von der Ueberzeugung aus, die Ursache der eigenen Handlungen bis zu ihrem innersten Ursprung verfolgen zu können.

Man täuscht sich damit. Es scheint, daß es im eigenen Sein noch terrae incognitae giebt, vor denen wir rath- und verständnißlos stehen.

So kann es kommen, daß wir Worte aus unserm eigenen Munde mit Erstaunen hören, als habe eine fremde Kraft sie uns auf die Lippen gezwungen, Worte, von denen das Herz nichts weiß und denen das eigene Ich erstaunt, erschreckt zuhört, wie ein fremdes Wesen.

Ach, was soll das dumme Grübeln, ich will Dir Thatsachen erzählen. — Vielleicht, daß Du ein klareres Bild von der Situation gewinnst, da Du als Unbetheiligte doch mehr Ueberblick haben mußt. Vielleicht kannst Du mir dann sagen: „Sieh hier, da liegt's. Wie konnte dir das nur entgehen, du dumme Eva!"

Du weißt ja, in welch kindisch glücklicher Stimmung ich am vergangenen Montag um die Universitäts-Bibliothek herumschlich. Und da tauchte auch bald seine große schlanke Gestalt auf, das bräunliche Gesicht mit dem langen schmalen blonden Schnurrbart und den leuchtend blauen Germanenaugen.

Wir tauschten verstohlen einen innigen Händedruck, wechselten die ersten begrüßenden Worte und schritten dann nebeneinander die Promenade entlang.

Aber gleich nach den ersten Minuten zog Willy die Uhr und sagte etwas kleinlaut:

„Leider, Liebling, haben wir doch nur eine Viertelstunde für uns, ich bin nämlich bei den Tanten für halb zwei zu Tisch geladen."

Mir war, als wenn etwas in mir erstarrte in diesem Augenblick, oder als wenn sich die Sonne plötzlich verfinstert hätte zu schwarzer Nacht. Seine Worte, so freundlich bedauernd, ja etwas ängstlich gesagt, trafen mich wie ein Schlag in's Gesicht.

Nun konnten wir wieder nichts reden!

Ich hätte ihm diese Gnadenvierteilstunde am liebsten vor die Füße geschleudert. Was sollte ich damit?

Tausendmal lieber nichts, als solch erbärmliches Etwas. Ich hemmte sofort meinen Schritt.

„So ist es Zeit für dich, du mußt in die nächste Pferdebahn steigen, der Weg ist weit," sagte ich gelassen, aber mir schnürte es den Hals zu, und ein wilder Trotz kam über mich, ihm unter keinen Umständen zu zeigen, wie furchtbar ich unter dieser neuen Enttäuschung litt.

Noch war er ganz harmlos.

„O nein," sagte er, „es wäre viel zu früh, wenn ich in zehn Minuten aufbreche, komme ich vollkommen zeitig genug."

„Ich will aber diese geschenkten zehn Minuten nicht," hörte ich da eine eiskalte Stimme, die mir gehörte, sagen.

Er sah mich ernst, vorwurfsvoll an. —

„Eva, muß ich es dir wirklich erst sagen, daß es mir selber schrecklich ist? Solltest du nicht genau wissen, daß ich tausendmal lieber mit dir" —

„Aber bitte, Willy, fürchte nicht, daß ich dich mißverstehe," unterbrach ich ihn, nur möchte ich um keinen Preis, daß du die Tanten meinetwegen beeinträchtigst. Ich füge mich eben der Nothwendigkeit."

„Ja, mit großer Ruhe, das muß man sagen," preßte er gereizt zwischen den Zähnen hervor.

Und eine Stimme in mir wollte mir sagen, daß er recht habe, daß auch er unter diesem unangenehmen Zwang der Verhältnisse leide, daß er den Tanten Dank und Rücksicht schuldig sei, und daß ich kein Recht habe, ihm und mir diese wenigen Minuten unseres Zusammenseins zu vergällen. —

Vergebens, sie drang nicht durch. — Eine glühende Empörung kochte in mir. Ich hätt Gott weiß was thun können in dem Augenblick, was ihn und mich selbst furchtbar gequält hätte. Meine Enttäuschung war zu grenzenlos.

Das ist, als wenn man einem Verschmachtenden einen einzigen Tropfen Wasser böte. — Es ist ja der reine Hohn!

Mir stiegen die Thränen in die Augen, aber äußerlich blieb ich noch ruhig.

Die Tanten! Ich bin so weit, daß mich schon das Wort aufregt und ängstigt. Sie sind meine Feinde, ich fühle es deutlich.

Nun gingen wir wortlos ein paar Schritte weiter, ich nahm mich energisch zusammen und fragte, nur um etwas zu sagen, nach einer Weile, ob außer ihm noch Gäste da seien.

Ja, Frau Bodendorff, Assessor Armbrecht, die kleine Ella, Gretchen selbstverständlich u. s. w. — kurz unser ganzer Kreis.

Nur ich nicht. Die Tanten haben mich nie aufgefordert, bei ihnen Besuch zu machen, weil sie mich eben nicht leiden mögen. Das ist ja sehr richtig so. —

Aber in diesem Moment kam ich mir doch recht ausgeschlossen vor. Es gab mir ordentlich einen Stich in's Herz.

Willy mußte meinen Gedankengang wohl ahnen, denn er sagte mir einemmal herzlich: „Ach, weißt du, es wird langweilig. Was ist es für mich überhaupt, wenn du nicht dabei bist. Dann bin ich ja doch verwaist."

Nun denk mal, Liese, seine Worte ließen mich kalt, ganz kalt. Was soll mir Mitleid, auch wenn es ein zärtlich Mitleid ist?

In mir brannte nur die eine Frage: wer steht ihm näher, die Tanten und all die fremden Leute oder — ich?

Mit ihnen wird er Stunden zusammen sein, für mich bleibt wieder nichts übrig. Denn was er heut versäumt, muß er in den nächsten Tagen durch doppelten Fleiß wieder einholen.

Und dabei faßte mich eine Angst, als ob eine Gefahr in meiner Nähe sei; eine Gefahr, die mit jedem Tag, an dem wir einander fern blieben, größer und größer würde. —

Aber mein so tief verwundeter Stolz half mir, den schweren Druck, der mir auf der Seele lastete, um keinen Preis zu zeigen — Du kennst mich ja darin; ich sprach zu ihm von diesem und jenem, wir machten — Konversation.

Liese, glaub mir, vor fremden Leuten mit einem geliebten Menschen Konversation machen müssen, ist quälend; ist aber fürchterlich, wenn man allein miteinander ist und spricht — vom Wetter!

Und das thaten wir buchstäblich.

Ich glaube, daran knüpfte ich die Bemerkung, daß ich heute bei dem herrlichen Sonnenschein einen weiten Weg zu machen dächte.

Willy stieß einen leichten Seufzer aus.

„Ist es eigentlich unbedingt nöthig, Eva, daß du immer solche einsamen, weiten Spaziergänge machst?"

Ich sah ihn erstaunt an.

„Nun ja," fuhr er fort, „es fällt wirklich unangenehm auf, glaub es mir. Nimm dir doch wenigstens irgend eine andere Dame mit."

Irgend eine Dame — in meine liebe Einsamkeit! Ich habe einen Horror vor „irgend welchen Leuten", ich will sie nicht! Zehnfach schade um die Zeit! —

Dann, da ich nicht gleich antwortete: „Und da ich nun einmal am Moralpredigen bin — nicht wahr, Evchen, die rothen Blumen thust du fort, mir zu Liebe, ja?"

Ein ziemlich verunglückter Versuch, zu scherzen; die Schärfe des Tones war doch nicht zu verstecken.

Mechanisch zog meine linke Hand die drei herrlichen rothen Nelken aus dem Gürtel, zerknüllte sie und warf sie fort. —

Und die in Seidenpapier gehüllten Veilchen in meiner Tasche, die sein Zimmer schmücken sollten?

Nicht um eine Welt hätte ich sie ihm jetzt geben können.

Ich war ganz verängstigt, sah ungewiß an meinem einfachen schwarzen Kleid herunter, ob ich wirklich etwas Auffallendes an mir hätte.

Nein, ich konnte nichts finden. Aber die Empfindung setzte sich bei mir fest, als sähen mich alle Menschen an, als müsse ich mich unbemerkt durch Nebenstraßen nach Hause schleichen.

Und das „zu Hause" war für mich in diesem Augenblick nicht Er, sondern die ungemüthliche, möblierte Stube in der Gartenstraße, mit den von unzähligen Vorgängerinnen verwohnten Möbeln. Dieser kleine Raum, der mir wenigstens allein gehörte, wo mich niemand mehr ansah, dessen Thür ich abschließen konnte, wenn ich allein sein wollte mit meiner Traurigkeit.

Und dann gaben wir uns die Hand, sahen an einander vorbei und trennten uns.

Eine Minute später lagen auch die Veilchen auf der Straße. —

Und nun sag mir, Liesel, was ist hier? Wo, um Gotteswillen, liegt das nicht Greifbare?

Bin ich schuld? Sag mir's ganz offen!

Sag mir: „Du allein, Eva, bist im Unrecht, Du bist unleidlich gewesen und empfindlich; jeder an seiner Stelle hätte mit Dir die Geduld verloren" — sag es, Lieschen, und ich werde es Dir danken wie ein Geschenk.

Auf Deine Antwort warte ich mit brennender Ungeduld, laß mich nicht lange warten, ja?

Denke daran, daß die Tage zählt

Deine Eva.

9.

14. November 1895.

Liebe Liesel!

Deine Karte haben mich sehr erfreut, verzeih, daß ich Dir erst heute dafür danke. Ich hatte mir's wohl ein Dutzendmal vorgenommen, Dir endlich ein Lebenszeichen —

Herrgott, das klingt ja, wie ein miserabler, korrekter Schulaufsatz! Aber es geht heut' nicht besser.

Also zur Sache: weiß der liebe Himmel, warum ich Dir so lange nicht antwortete; auch heute ist's mir garnicht nach Schreiben zu Sinn; aber Deine Postkarte mahnte ja so energisch, daß ich mich umgehend an den Schreibtisch setzte, um Dir wenigstens den Empfang der drei Sendungen zu bestätigen und Dir in Kürze zu sagen: ich lebe noch, bin auch gesund — weiter wüßte ich wirklich nichts. — Bald mehr.

Herzlichen Gruß

Deine Eva.

10.

18. November 1895.

Meine alte Liese!

Du bist doch ein gutes Herz! Weil ich ein bißchen kurz und flüchtig geschrieben, sorgst Du Dich um mich. Nein, Kind, das brauchst Du wirklich nicht. Mir fehlt ja nichts! Oder denkst Du an die kleine Verstimmung zwischen mir und Willy? Ach was, so etwas kommt bei jedem Brautpaar vor, das wird sich schon wieder machen und hat weiter garnichts zu sagen.

Es ist eben das Opfer, das wir den Göttern bringen; — ich denke, nun werden sie bald befriedigt sein!

Adieu meine Liese, sei ganz ruhig über Deine alte

Eva.

11.

22. November 1895.

Liebste Liese!

Weißt Du auch wohl, daß Du der größte Quälgeist bist, der mir je vorgekommen? Der größte und der beharrlichste!

Also erzählen soll ich wieder, „eingehend", wie Du ausdrücklich befiehlst — nun, Du hast's gewollt!

Viel Erfreuliches ist's nicht. —

Weißt Du, ich finde, die Götter könnten auch jetzt einmal aufhören, neidisch zu sein, sonst — bin ich am Ende garnicht beneidenswerth mehr.

Heute Abend war ich's gewiß nicht.

Denke Dir, bitte, mal folgende Situation:

Eine hellerleuchtete Bel-Etage, aus der Klavierspiel und, wenn man gespannt lauscht, auch wohl mal eine lustige Stimme klingt.

Und Eine, die da draußen auf der Straße, nicht gerade „steht und starrt in die Höhe," aber langsam unter'm Regenschirm vorübergeht, einmal, zweimal, dreimal — öfter geht's nicht, denn die Straße ist belebt, und das ist auch gut so.

Natürlich hast Du längst errathen, daß Deine alte Freundin Eva die „Eine" war, die da im Dunkeln umherschlich, nach den gleitenden Schatten an den weißverhängten Fenstern spähte und angestrengt horchte, ob nicht ein Ton von einer gewissen, leicht verschleierten Stimme zu vernehmen sei.

So, nun hab' ich mich vor Dir gedemüthigt.

Ich habe Dir schonungslos erzählt, was ich mir selbst noch nicht verzeihen kann.

Warum blieb ich nicht zu Haus? Warum trieb mich der Gedanke an die Abendgesellschaft bei den Tanten von meinem Buch, von meinem einsamen Theetisch auf? Warum wanderte ich ruhelos in meinem Zimmer auf und ab und stellte mit einemmal an mich selbst die neugierige Frage: werde ich in einer halben Stunde noch in diesem Raum, oder im rieselnden Regen unten in der Annastraße sein?

Nun, Du siehst ja, daß ich in der Annastraße stand, in einem alten, unmodernen Regenmantel, mit Gummischuhen und einem dichten Gazeschleier.

Das nennt man „Mädchenstolz", was, Liese?

Und als ich zum drittenmal an den erleuchteten Fenstern vorübergeschlendert, wurde ich mir klar darüber, daß ich mich nun entfernen müsse; einmal weil ich bemerkt werden konnte, und anderseits, weil ich die Qual einfach nicht länger ertragen konnte.

Ja, eine Qual, so daß meine Zähne aufeinanderknirschten und ein plötzlicher Haß mich erfüllte gegen die Tanten, gegen die ganze Gesellschaft, die da versammelt war, Willy mit eingeschlossen.

Wenn jetzt ein Blitz vom Himmel geflammt wäre, um das ganze, große Haus mit allem, was darin war, zu vernichten, zu zerschmettern, es wäre mir gerade recht gewesen.

Sogar die weißen Mauern haßte ich, und das eiserne Gartengitter, das so selbstverständlich trennend zwischen mir und ihm stand.

Ich hätte selbst, mit eigenen Händen, etwas Zerstörendes, Vernichtendes thun mögen — Haß und Erbitterung, das war das einzige, was ich in diesem Augenblick noch empfinden konnte.

Du siehst, Liesel, ich beschönige mich nicht vor Dir.

Aber, Gott sei Dank, gerade an dem Zuviel meiner eigenen Erbitterung, die in Ungerechtigkeit ausartete, besann ich mich wieder auf mich selbst.

Ich legte mir ein paar nüchtern sachliche Fragen vor, an denen ich mein

Warum sollen sich die Tanten nicht Gäste einladen, so oft und soviel sie wollen? Wie könnte Willy, der ihnen doch der Nächste ist, dabei absagen!

Ja, sogar, wenn die Tanten in Bezug auf Willy und Gretchen sich Hoffnungen hingäben, deren Verwirklichung ihnen, den Tanten, die moralische Verpflichtung, für die Kleine zu sorgen, von den Schultern nehmen würde, wäre es nicht mehr als natürlich? Gretchen, in ihrem naiven Egoismus, verbirgt es kaum, daß sie ihn mehr als freundschaftlich lieb hat; Willy steht ihr ritterlich und hilfreich zur Seite, holt sie Abends von der Stenographiestunde ab (sie möchte die Zeit des Wartens doch nicht ganz unthätig verbringen), und daß er nicht mehr frei ist, das wissen sie ja nicht!

Uebrigens, was ich noch vergessen hatte, Dir zu erzählen. Ich fragte Willy eines Tages, es ist schon längere Zeit her, ob er bemerkt hätte, daß Gretchen sich für ihn interessiere; ich wolle dann mit ihm überlegen, ob es nicht gerathen sei, die Kleine ins Geheimniß zu ziehen und ihr zu sagen, daß wir verlobt seien, er und ich. In ein paar Wochen soll es ja doch veröffentlicht werden!

Zufällig überhörte er meine Frage, wenigstens es blieb ihm keine Zeit, darauf zu antworten, weil er mir zuflüsterte: „Tante Luise tritt heran zu uns." So war es auch; wir wurden von ihr unterbrochen, und später fand sich keine Gelegenheit mehr, darauf zurückzukommen. Und schriftlich mag ich's nicht erörtern, die Angelegenheit ist mir einfach zu zart, zu delikat dazu.

Wenn ich ihn nur einmal ungestört sprechen könnte!

Dies alles wühlte mir durch den Kopf; da tönte von oben leise Klavierspiel, eine entzückende Mazurka: „La Czarine".

Es gab mir einen Stich ins Herz. Jetzt tanzen sie. Ach nein, sie tanzen nicht, aus Rücksicht auf Gretchens Trauer. Aber wenn auch nicht — diese Töne an sich trieben mir die Thränen in die Augen.

Es scheint, ich bin nervös geworden. Das geht nicht so weiter. Ich muß einmal ein ernstes Wort mit mir reden.

Aber jetzt — rasch fort von hier.

Wohin? Nach Haus? Ein Grauen faßte mich bei dem Gedanken, als wenn in meinem Zimmer Gespenster auf mich warteten.

Nein, dorthin um keinen Preis! Noch nicht!

Und ich enragierter Einsamkeitsfex ging kurz entschlossen — höre und staune — in die zweinächste Querstraße zur Rechten und klingelte athemlos zwei Treppen hoch bei den Mühlheims.

Du weißt ja, zu den Mühlheims ging ich öfter einmal, wenn ich Lust hatte, mich mit den fünf famosen Rangen einmal tüchtig auszutollen.

Jetzt hatte ich sie lange vernachlässigt, die guten Menschen. Mein Gott, für was hatte ich denn noch Sinn, was nicht mit Willy zusammenhing!

Die Kinder freuten sich stürmisch über mein Kommen, rissen mir Hut und Mantel ab, und die Mama sagte freundlich vorwurfsvoll: „Endlich einmal wieder!".

Nun sollte die kleine Bande zu Bett geschickt werden, das entfesselte aber einen Sturm der Entrüstung. Susi, mein spezieller Liebling, küßte ihrer Mama die Erlaubniß, noch ein „ganz, ganz kleines bißchen" aufbleiben zu dürfen von den Lippen; ich bat auch mit, Du weißt ja, welch' ein Kindernarr ich bin, und außerdem — je toller, lustiger, desto lieber war mir's heute. Nur keine Ruhe, keine Beschaulichkeit, kein Besinnen! Frau Mühlheim sollte nicht die Minute finden, zu fragen: „Nun, wie geht es Ihnen denn liebe Eva?"

Und bald saßen wir unter der kupfernen Hängelampe, spielten Wettrennen, dann Domino, dann Lotto u. s. w.

Kurt lief zum Kaufmann und holte für dreißig Pfennige Bonbons: er brachte eine gräßliche Sorte der größeren Quantität wegen, und immer vier Stück wurden als Einsatz für den — ihm — glücklichen Gewinner in die Kasse gethan.

Sie spielten alle leidenschaftlich, geräuschvoll; die kleine Susi bekam vor Eifer glühende Bäckchen; sie rückte immer näher zu mir her, bis sie plötzlich, kurz entschlossen, sich auf meine Knie setzte, die Arme um meinen Hals schlang und zärtlich sagte: „Tante Eva, ich habe dich schrecklich lieb."

Es berührte mich wie ein warmer Sonnenstrahl, trotz der klebrigen Bonbonhändchen.

Und weil mir die Augen feucht werden wollten, schlug ich schnell vor, zum Schluß noch „Schwarzer Peter" zu spielen.

Nun kannst Du Dir den Jubel der kleinen Rangen denken, als Tante Eva nach Verlauf von kaum fünf Minuten mit ein paar dicken schwarzen Strichen im Gesicht dasaß!

Susi wurde so ausgelassen, daß Mama Mühlheim ein Machtwort sprach und die Kleinen ins Bett schickte.

Als es still geworden, fühlte ich, daß ich am Rande meiner Kräfte angelangt war, verabschiedete mich, so rasch es ging, und fuhr nach Haus.

Ich schlief sehr schlecht in der Nacht, so todtmüde ich auch war; das geht mir jetzt öfter so, bin garnicht mehr „Murmelthier", wie Du immer sagtest.

wunderlichen, unzusammenhängenden Vorstellungen herum, die in einem einzigen Bilde gipfeln, das dann Dutzende von Malen wiederkehrt.

Diesmal waren's die fünf hellen Fenster, immer und immer wieder; dazu verwehte Klänge von „La Czarine", weiter nichts; nur immer diese eine Vorstellung, bis ich schließlich verzweiflungsvoll, halbwach das Gesicht in die Kissen wühlte und dachte: ich werde krank, wenn ich jetzt noch einmal die fünf hellen Fenster sehe!

Von meinem eigenen Stöhnen wurde ich endlich wach.

Es war halb acht, noch fast ganz dunkel; ich stand aber auf, zog mich an, sah im Spiegel ein überwachtes, graublasses Gesicht und fing so müde und freudlos einen neuen Tag an — den heutigen.

Es ist ein Sonntag.

Ach, wenn er doch erst vorüber wäre! Die Stunden schleichen wie mit Bleigewichten, und in mir ist eine Rath- und Rastlosigkeit, wie ich sie noch nie empfunden habe!

Ich denke, ich werde nachher einen weiten Weg machen, nach draußen, wo ich kein Haus, keinen Menschen mehr zu sehen brauche.

Das soll ich ja zwar nicht mehr! Mein Gott, warum nicht? Warum mir dies einzige Heilmittel gegen Traurigkeit nehmen, das ich einsamer Mensch je gehabt habe?

Ich will ihm ja gern alles zu liebe thun, aber heute muß ich schon noch einmal ungehorsam sein, ich weiß mir keinen andern Rath.

Ja — wenn ich heute mit dem zweiten Postgange noch ein paar Zeilen von ihm bekomme, dann — dann brauche ich kein Heilmittel.

Abends 8 Uhr.

Da bin ich wieder, zehn Stunden später. Denk mal, Liese, ich habe wirklich keinen Brief mehr bekommen. Eigentlich, wenn ich's recht überlege, war's ja auch ein Unsinn, darauf zu rechnen.

Wann hätte er schreiben sollen? Er wird spät und müde nach Haus gekommen sein und gestern Abend.

Ich sah es völlig ein — nun mußte aber mein Heilmittel noch einmal helfen!

Und ich fuhr mit der Pferdebahn durch die menschenbelebten Straßen bis zum Rande der Stadt und ging dann weiter und immer weiter fast eine Stunde lang bis auf die Albemünder Felsen.

(Fortsetzung folgt).

Unser Schleier.

Es birgt ein hübsches Stück Geschichte und Kulturgeschichte in seinen leichten, durchsichtigen Falten, der luftige Gesell, der seit grauen Zeiten die Frauenwelt als unzertrennlicher Gefährte auf allen Wegen treu begleitet hat: der Schleier!

Schon die Frauen des Alterthums trugen ihn mit Vorliebe, theils, wie die Römerinnen, als stolze Zier, theils zur neidischen oder wohlthätigen Verhüllung jugendlicher oder verblühter Schönheit; wie er ja heutzutage im Orient noch als Zubehör der Kleidung und der Sitte üblich ist.

So flatterte er mit hinein ins Mittelalter, als vorgeschriebenes Toiletten-Requisit und wichtiges Ab- und Unterscheidungszeichen des Ranges und des Standes der Ledigen oder der Neuvermählten, aber auch nothwendig zur weiblichen Kleidung gehörig.

Auch die deutschen Frauen trugen und liebten den Schleier als Schmuck und Kleidungsstück; schon weil Sitte und Anstand das bedeckte Haupt für Vermählte wie Matronen forderten. Sie bedeckten ihren Kopf mit Schleiern, Kopf- und Schleiertüchern, die, das Gesicht freilassend, mit Stickerei, Goldsaum oder Edelsteinen oft reich verziert waren.

Seit aber zu Ende des 16. Jahrhunderts das Haar sein ihm so lange vorenthaltenes, volles Recht verlangte, mußte der Schleier, um demselben Raum zu geben, mehr und mehr nach seit- und rückwärts weichen. Dafür drängte er sich schließlich auf den Vorderplatz, wobei der einst gewandartig Herabwallende sich in unser gegenwärtiges Schutz- und Trutz-Visier verwandelte, dessen Haupt-Aera mit der rauhen Jahreszeit beginnt, das aber eigentlich das ganze Jahr hindurch „Saison" hat.

Obgleich ein spezieller Intimus des „schöneren" Geschlechts, hat trotzdem dieses „Recht des Schwächern", der Schleier, sich auch in wiederholten Fällen schon hin zum „starken Geschlechte" verirrt! Im Morgenlande, um die sengende Gluth der Sonnenstrahlen abzuhalten, im Abendlande als „Gletscherschleier" fashionabler Bergsteiger. In den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts, unter König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich, trugen sogar die französischen Offiziere in Indien weißseidene Schleier, die an ihren dreieckigen Uniformshüten befestigt, als Schützer des Nackens herabhingen.

Auch eine Gastrolle, und zwar eine sehr bedeutsame, spielt der Schleier in Sage und Symbolik. Trug einen solchen doch alles Hohe, Heilige, Geheimnißvolle! Die alten Aegypter besaßen ihr „verschleiertes Bild zu Sais", die Inder den mytischen „Schleier der Maja", den Schleier des Scheins und der Täuschung, der deutsche Götterglaube aber stellte sich [illegible]

auch Frau Holle oder Holde, Perchta, Berchta oder Frau Bertha (die Glänzende) genannt, mit einem weißen, schimmernden Schleier vor. Noch heute sagt der Volksmund deshalb: „Frau Holle trocknet zum Sonntag ihren Schleier", wenn's die ganze Woche geregnet hat, und zwar sollen ihre Trockenplätze die Rosensträucher sein; „dann blühen die Rosen!" heißt es.

Einst galt der Schleier bei den alten Deutschen sogar als Sinnbild ehelicher Gütergemeinschaft, das heißt, Mann und Weib mußten Hut und Schleier auf den Altar niederlegen, als symbolisches Zeichen, daß bei einem Todesfall dem überlebenden Theil das Gesammt-Eigenthum der beiden Gatten zuzufallen habe, falls die Ehe kinderlos geblieben sei. „Schleier bei Hut, und Hut bei Schleier!" sagt darum das Rechts-Sprichwort. Ein Zerreißen des Schleiers aber bedeutete zu jener Zeit so viel wie „Ehescheidung", worauf eine friedliche Theilung der „Fahrnis", des Gesammteigenthums, bestehend damals nur aus dem Viehstand und dem geringen, noch sehr primitiven Hausrath, zu erfolgen hatte.

Und wie mit der Prosa des trocknen Rechtsspruchs, hat der luftige, leichte Schleier auch mit der Poesie, der Kunst, auf guten Fuß zu stellen sich gewußt! Die Maler aller Zeiten haben ihn verewigt auf ihren Bildern der Madonnen wie der irdischen Königinnen, edler Ritterdamen, oder Bürgerfrauen und -Töchter. Und erst die Dichter! Was alles bedecken sie, vergleichen sie mit einem Schleier!

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier!
Reißt der schöne Wahn entzwei!"

sagt Schiller in Bezug auf Leidenschaft und Liebe in und vor der Ehe, und ein galanter Poet neuerer Zeit singt begeistert:

„Der dunkeln Augen Feuer
Blitzt durch den lichten Schleier."

Denn immer noch gehört der Schleier unzertrennlich mit zu manchen Volks- und Nationaltrachten, wie zum feierlichen Ceremonienwesen, das ihn als „Courschleier", wie z. B. auch zum vorgeschriebenen Ceremoniell der päpstlichen Audienzen befiehlt.

Auch Frau Natur trägt ihre Schleier, seit die Welt steht! Noch immer zieren, wie von Anbeginn, leichte, duftige Schleier in jedem Lenz die bräutliche, erwachende Erde, wie im Herbst graue Nebelschleier sie verhüllen. Rosige Schleier künden die Morgenröthe an, schwarz und mit flimmernden Sternen durchwirkt ist der Schleier der finstern Königin der Nacht; selbst die strahlende Tagesherrscherin, die Sonne, liebt es zuweilen, ungnädig hinter Wolkenschleiern ihr leuchtendes Antlitz zu verbergen, und sogar der gute Mond, der so stille da droben seine unentwegte Bahn geht, legt hie und da einen Schleier um sein rundliches Gesicht. Der steht ihm aber gar nicht, oder steht den Menschen nicht wohl an, wenigstens sagen sie dann unzufrieden: „Der Mond hat einen Schleier (einen Hof), nun giebt's ganz schlecht Wetter!"

So weht der Schleier, als unser Intimus, durch's ganze Menschenleben: vom Taufschleier des jungen Erdenbürgers an, dessen ersten Schlummer, sorgsam ihn vor jedem rauhen Luftzug schützend, er bewacht. Golden birgt der trügerische, schnell zerreißende Schleier der Illusionen alle Schatten des Daseins noch in der Zeit der Jugend; hoffnungsgrün schimmert das glänzende Gewebe der Ideale, himmelblau das der Romantik! Licht schmückt der Schleier das Haupt der Braut an ihrem schönsten Ehren- und Freudentage, wie er das der entsagenden Braut des Himmels schmückt, die mit dem Schleier Abschied von der Welt und ihren Freuden nimmt; schwarz und düster endlich wallt er nieder als Wittwenschleier dient als Trauerflor zum Abzeichen des Verlusts, der Klage.

Klara Reichner.

— Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

(Rückert.)

* * *

Die Freiheit ist das Recht des Menschen, nach den Forderungen der Vernunft und Sitte zu leben.

(v. Sybel.)

* * *

Liebst Du das Leben, so verderbe die Zeit nicht: denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist.

(Engel.)

Auf da Alm.

Je höcho als d' steigst'
Desto schöna werd d' Welt,
Dös macht weil's zum Himmi
Nacha nimmi weit fehlt!

Gemüthlich.

Richter: „Nach dem von mir persönlich vorgenommenen Augenschein ist es mir geradezu unverständlich, auf welche Weise Sie in diesem Hause eingestiegen sind!" — Angeklagter: „Turne' muaß ma' halt könne', Herr Gerichtshof, turne'!"

— Ein gewissenhafter Autor. Schriftsteller (an einem Roman schreibend): „Das Gesicht der Gräfin wurde weiß [illegible]